

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336042)

# Dornröschen.

Fabeln von Wilhelm Herber

## Die Morgenwinde

Vor der Sonne her, alle Lebewesen weckend und zu ehrfürchtiger Huldigung mahnend, strichen die Morgenwinde. Sie rauschten in den Wipfeln der Bäume, daß es geheimnisvoll wie von alten Märgen durch die Wälder brauste. Dann kletterten sie an den Zweigen herab bis in die untersten Laubschichten und rührten mit neckenden Händen die kleinsten Astchen: „Se da, Kinder! Aufgewacht! Die Sonne kommt. Sie liebt keine Siebenschläfer.“

Wie sie mit den Bäumen fertig waren, stiegen sie in die Sträucher herunter und schüttelten diese, daß die Nachtigall und die anderen Sängler erwachten und ihre Morgenhymnen anstimmten.

Endlich kamen die Windgesellen zu den Feldern und Auen, ließen die Ähren ihre Goldkrone neigen und die Blumen und Gräser feierliche Verbeugungen üben.

„So!“ sagten die Blasengel dann. „Jetzt haben wir's. Nun macht euch schnell auf die Seite, damit majestätische Stille herrscht, wenn die ersten Goldschüßen mit ihren Sonnenpfeilen anreiten!“

„Halt!“ flüsterte da ein ganz niedlicher, gewissenhafter Pausback. „Ich möchte doch noch dort in die Ecke spähen.“

„Was willst du denn in der Ecke? Komm!“

„Die Ecke gehört zu dem Plaz, der mir zugeteilt ist — und ich meine, es ist meine Pflicht, noch in die Ecke zu sehen.“

„Torheit! So komm doch!“

„Nein, ich schaue in die Ecke.“

Wie das Windlein in die Ecke kam, lag da eine Biene auf dem Rücken, konnte nicht mehr allein aufstehen und zappelte elendiglich. Von dem Hauch aber neigte sich ein dünner Grashalm. Die Biene packte ihn, stand auf und flog vergnügt ins süße Tagwerk hinein.

Stolz und fröhlich kehrte der kleine Blaserwind zur Schar seiner Genossen zurück. „Ich habe eine Biene gerettet!“ jauchzte er. „Seht, gerade in den stillsten Ecken steckt oft die bitterste Not.“

## Das Kleinod

Die vom Pfluge aufgerissenen Erdschollen starrten verwundert und geblendet in die Frühlingssonne und wußten nicht, was sie zu dem neuen Leben sagen sollten.

Die einen von ihnen lagen still und lauschten ahnend auf das Werbewunder, das an ihnen geschehen würde.

Die anderen drehten sich träg, gähnten und schliefen wieder ein, wie sie vorher geschlafen hatten.

Die dritten plauderten miteinander über all das Neue und Sonderbare, das sie sahen.



Die Konferenz

Ein paar von den jüngsten aber waren unzufrieden und schmälten.

„Seht muß man sich da“ — schalt die eine von diesen Schollen — „tief aus dem Boden heraufreißen und an das Licht setzen lassen, daß man vor aller Welt hier liegt in seiner Nacktheit und Anfscheinbarkeit.“

„Grausam ist's und niedrig und gewalrtätig, wie man es nur von einem so ungeschlachten Ding erwarten kann wie von der Pflugschar“ pflichtete die andere bei. „All die übrigen Herrschaften hier sind fein und geschmückt. Schämen muß man sich. Schau nur die Tautropfen an, wie sie smaragden glänzen! Und die zarten Demantblätter der Disteln!“

„Und die Rubinkelche der Nelken da drüben! Pfui Teufel! Mir ekelt vor meiner schmutzigen graubraunen Haut!“

Da — während sie noch jammerten und grollten — kam ein Mann, dem die Jahre Schnee in die Locken und Staub in den Bart geschüttet hatten, während er

in der Fremde war. Er stand und stand vor den schwerduftenden Schollen am Ackergrund. Dann beugte er sich und sank mit zitternden Knien zu Boden, indem er sein Gesicht auf den Boden legte und ihn küßte. „Vatererde!“ murmelte er, während Tränen aus seinen Augen perlten. „Herrlichstes von allem! Köstlichstes Kleinod! Ich grüße dich.“

### Der Kirchhahn

Der Kirchhahn stand sein Leben lang auf dem Turme und suchte das Tal ab, ob ihm nichts auffiele.

Da strich ein Zug Stare vorbei.

„Wohin Kameraden?“ „Über den Hügel in die Stadt.“

„Und dann?“ „Über die Stadt zum Gebirge.“

„Und drauf?“ „Über das Gebirge zum Meer.“

„Und von dort?“ „Über das Meer nach Afrika.“

„Und da?“ „Den Winter über — dann wieder zurück!“

Die Reise ging dem Kirchhahn im Kopf herum. Er war lange zufrieden da oben gestanden und hatte sich mit Stolz gefreut, wenn die Kinder zu ihm heraufgesehen und dabei die Hände über die Augen gelegt hatten. Denn er meinte, von seinem Glanze seien sie geblendet.

Jetzt aber machte ihm ihre Bewunderung keine Freude mehr.

„Ich möchte es so schön haben wie die Stare. Ich möchte reisen. Ich möchte in die Welt hinaus. Sicher würde ich dort viel mehr gelten als hier.“

Die Turmglocke hatte ausgeläutet und brummte nach. „Hahn heißt du — aber ein Esel bist du. Wer, der eine rechte Pflicht und ein gutes Heim hat, begehrt nach Abenteuer? Steh du da oben als Turmwart und horche mir zu! Wenn du dir die Ohren nicht verklebst, hörst du genug von der Welt.“

„Ich will nicht. Ich will nicht,“ krächte der eigensinnige Hahn. „In die Stadt will ich. Über die Berge will ich. Übers Meer will ich. Nach Afrika will ich . . .“

Und bei jedem Wort streckte und reckte er sich höher und höher, bis seine Beine ganz dünn waren.

Da kam der Sturm und sie brachen. Nun liegt er unten auf dem Misthaufen.

### Der Grenzstein

Der Grenzstein steckte zornig und verbissen seit vielen Jahren im Grunde. „Alles bewegt sich“ grübelte er. „Die Lerchen steigen in die Luft. Die Hasen springen über die Felder. Die Schmetterlinge summen und flattern von Rain zu Rain. Die Käfer rennen wie besessen umher. Sogar der erbärmlichste Wurm kriecht beharrlich, obschon's bei ihm keinen Zweck hat, einen Erdhügel herunter, den anderen hinauf. Nur ich ganz allein, ich, die wichtigste Person von allen, stecke hier und stecke und komme nicht los. Ich möchte doch auch einmal so fliegen oder hüpfen oder rennen oder wenigstens kriechen können.“

„Wünsch' dir das nicht!“ — warnte ein Grasbüschel, der neben ihm wuchs.

„Du redest daher, wie eben nur ein dummer Grasbüschel reden kann“, knurrte der Grenzstein verächtlich. „Warum soll ich nicht auch einmal loskommen? Das müßte doch meinen Wert und mein Ansehen erst recht erhöhen. Bin ich schon hier, wo ich kreuzlahm und ohnmächtig stehe, eine gewichtige Persönlichkeit, um wie



Zwei wunderliche Burschen  
Vierzehn Tage alte Walddohreulen, die schon Ausflüge  
aus ihrem Horst unternehmen

viel mehr werde ich gelten, wenn ich dröhnend durch die Lüfte fause oder gewaltig über den Weg poltere!"

"Wünsch' dir das nicht!" warnte der Grasbüschel.

Aber der Grenzstein fuhr fort, sich's zu wünschen — so lange, bis eines Tages ein toll gewordener Stier über das Feld ramte, der ihn mit ein paar wütenden Schlägen aus dem Boden riß, daß er abbrach und über und über kollerte.

"Gott sei Dank!" seufzte er da stolz und glücklich. "Jetzt bin ich frei. Jetzt wollen wir gleich sehen, was ich gelte!"

Da gingen ein paar Leute vorüber.

"Schau!" sagte der eine. "Ein Grenzstein!"

"Nein!" lachte der andere. "Das ist keiner mehr. Ein Grenzstein, ein Ränder von Dein und Mein, ein Weiser des Rechts war er, so lange er fest im Boden stak.

Jetzt ist's nur noch ein dummer, unnützer, schädlicher Kieselbrocken, der einem den Weg versperrt. He, weg da!"

Und stieß ihn derb mit dem Fuß, daß der Hochmut verblüfft zu Schlamm und Unke in den Straßengraben fiel.

### Der Heuschreck

Der Heuschreck saß mit einigen Altersgenossen hinter einer Humuswand und guckte neidig und verdrossen der Lerche nach, die sich ins Blaue schwang.

„Schaut nur die dumme Gans an!“ sagte er dabei. „Und wie häßlich sie schreit!“

„Warum schreit sie denn so?“ piepste ein ganz junges grasgrünes Schreckchen.

„Warum schreit sie denn so?“ redete er ihr nach. „Weil sie meint, sie kann die Sonne einschüchtern und ihr dann, wenn die sich nichts mehr zu sagen traut, ins Gesicht springen und sich so einen warmen Tag machen. Aber das muß man ganz anders anfangen!“

„Wie muß man denn das anfangen?“ fragten drei oder vier junge Grashüpfer sehr begierig.

Da kam sich der Heuschreck ungemein wichtig und gescheit vor und wurde beinahe dunkelgrün vor Eitelkeit und Einbildung. „Das macht man so“ — sagte er und sumnte heftig — „das macht man so, daß man einfach wie Minerva aus dem Haupte Jupiters mit einem Satz überraschend und verblüffend mitten in die Sonne hineinspringt . . .“

„Seht ihr, so!“ schrie er, ganz blind vor Eifer, tat einen großen Satz und saß im Neckermaul der vorbeitrabenden Ziege, die es, erstaunt über den ungewohnten Abgangszuwachs, vergnügt zuklappte.

### D'r trußig Heini

„Heini“, weddert d' Bas,  
„Hör jekt uf mit Plärre!  
In d'r Hühnerstall  
Mueß i di sunsch sperre!“

„Sperre mi numme ni,  
Sait d'r trußig Heini;  
„Merk d'r 's awer gli:  
Eier leg i feini!“

August Gantner

# Man muß schwimmen!

VON E. BUSSARD.

Es ist Erntetag! Glühend und unbarmherzig brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel, aber fleißige Hände schaffen unermüdlich. Das Klappern der Mähmaschine geht durch die flimmernde Luft. Der ausgetrocknete Boden staubt, Ähren stauben. Die Leiterwagen knarren, die hoch beladen werden, Stunde um Stunde. Schweiß rinnt von den Stirnen, die Arme der Burschen und Mädchen sind tiefbraun verbrannt. Nur kurze Rast im schmalen Schatten eines Baumes ist ihnen vergönnt. Ein kühler Schluck aus dem Tonkrug, ein paar fröhliche Scherzworte. Eine bescheidene Ruhepause, und weiter geht die Arbeit. Die Frucht muß eingebracht werden, brennt die Sonne noch so unbarmherzig. Garben türmen sich auf, größer wird die Stoppelfläche. Hochbeladen knarren die Wagen zum Dorf. Stunde um Stunde. Groß ist die Sehnsucht nach Wasser, nach Kühlung. Aber daran ist nicht zu denken. Und abends verkriecht man sich, erhitzt noch, glühend in die Kammern, auf deren Ziegeldächern den ganzen Tag die Sonne brannte. Erschöpfender Schlaf sinkt über den ausgedörrten Körper von jung und alt . . .

Jetzt erheben sich vielerorts im Land die Sprungtürme ländlicher Bäder. Schöne zweckmäßige Becken mit klarem, sauberem Wasser; wo einst nur dünne Rinnsale spärlich zwischen halbverbrannten Wiesen sickerten. Selbst dem schwersten Arbeitstag ums liebe Brot wird gern ein Stündchen abgetrost, um vor seinem Ausklang den ermüdeten Körper im feuchten Naß zu erquicken. Ja, der Gedanke an dieses abendliche Bad, in der kühlen Luft, die über Wasserflächen immer liegt, verfüßt sogar die Stunden ununterbrochenen Mühens. Ein Geschenk der Natur wurde erkannt und nutzbar gemacht, das sommerliche Bad!

Noch ist es nicht überall möglich geworden. Aber es muß geschafft werden. Muß in unserer Zeit noch bewiesen werden, daß bei gutem Willen nichts unmöglich ist? Muß noch gesagt werden, daß es keines gefachelten Luxusbades bedarf? Muß noch gesagt werden, daß in der Zeit, in der Gemeinschaftsarbeit so Wunderbares vollbracht, ein bescheidenes Bad überall zu schaffen ist? Noch gibt es zahlreiche Dörfer und kleine Landstädtchen ohne Bad, obwohl zweifellos in den meisten dieser Orte die Möglichkeiten zum Bau eines bescheidenen Bades bestanden und bestehen. Falscher Ehrgeiz ließ zu überstiegene Projekte scheitern; sogar der Einwand überflüssiger Spielerei geistert noch umher. Welche Rückständigkeit! Gesund sein ist alles. Und zur Gesundheit gehört das Bad. Baden und Schwimmen! Es gibt keine Entschuldigung mehr, denn es geht schon längst nicht mehr um das Wissen von diesen Dingen, es geht nur noch um das Wollen. Und wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.



Badefreuden

Baden und Schwimmen! Nicht eines ohne das andere. Schwimmen ist die gesündeste aller Leibesübungen. Erst der Schwimmer arbeitet im Wasser den Körper so aus, wie es das andere Element verlangt. Wer schwimmt, badet wirklich. Wer sich im feuchten Element sicher bewegen kann, ist der Natur wieder nahegekommen, noch näher. Es ist ein schlechter Einwand, zu sagen: „es ist bisher auch so gegangen“. Mit solchen Redensarten wurde das deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht. Gerade die schwere Arbeit des Bauern, die so hart ist, zu einer gewissen Steifheit und Angelenktheit führt, gerade sie bedarf des Ausgleichs. Und es gibt nichts Wertvolleres dafür, als Schwimmen mit seinen weichen und doch kraftvollen, vom neuen Element unbewußt anders gelenkten Bewegungen. Im Altertum stellte man Menschen, die nicht lesen und nicht schwimmen konnten, auf die gleiche Stufe. Bauer, denk' einmal darüber nach!



Leibesübung ist Selbstverständlichkeit und Sport ist kein Luxus. Auch für Dich nicht, der Du die Pflugschar meistert. Was Dir nicht vergönnt war als Junge, schaff' es Dir heute noch und schaff' es Deinen Kindern. Schaffe ihnen die Möglichkeit zum Schwimmen, geh mit ihnen zum Schwimmen! Schwimmen ist gesund, ist schön und ist billig. Denk mal nach, was schon so ein Fußballer alles an Kleidung, Schuhen, an Bällen verbraucht! Hier: eine Badehose für wenige Pfennige, ein Badeanzug für Mädchen, der zugleich Gymnastikanzug sein kann. Nein, nicht im Wasser hundeln! Richtig schwimmen erlernen und selbst lehren! Wie, meinst Du, es seien überhaupt keine Voraussetzungen da? Liest Du keine Zeitung, hörst Du nicht Rundfunk? Hast Du keinen Nachbarn oder Bekannten, der Dir helfen kann? Wie, Du willst allen Ernstes behaupten, daß Du wohl möchtest, aber den richtigen Weg nicht gefunden hast? Frag' mal einen, der im Felde war. Frag mal ein richtiges Mannsbild! Geh an die Gemeinschaft, in der Du lebst, rüttle sie auf und schaffe es mit ihr. Es muß gehen und es wird gehen.

Aus kleinen Anfängen haben sich die Dinge entwickelt. Ein Bächlein wurde zum Bad. Einige am Bachrand strampelnde Kinderbeine wuchsen zu richtigen Schwimmerknochen, und eine braungebrannte Horde Jungens und Mädels tummelt sich im Gemeindebad. Da kam eines Tages einer aus einem anderen Ort. Er schwamm viel besser und schneller. Er erzählte begeisternde Dinge von Schwimmfesten, und schon stieg das erste Wettschwimmen der Dorfjugend. Jawohl, Deine Kinder waren auch dabei! Bist Du da nicht hellhörig geworden? — Oder einmal anders: Denkst Du noch an den traurigen Fall, als der Junge Deines Nachbarn im Dorfteich ertrank, weil er nicht schwimmen konnte und auch niemand, der dabei stand? Sollen es Stadtkinder, die in der Schule schwimmen lernen können, besser haben als Deine Buben und Mädels? Soll Dein Bub, wenn er zur Wehrmacht kommt, „hier“ sagen, wenn es heißt, wer kann nicht schwimmen? Nein, nochmals nein! Stolz soll er sagen können, unsere Gemeinde hat ein Bad. Wir können alle schwimmen und springen. Bei uns im Ort galt es als Schande, wenn einer nicht schwimmen konnte!

Schwimmen müßte eine Hauptkunst  
des flußreichen Deutschland sein;  
Flüsse, die noch nicht schiffbar sind,  
tragen doch schon Schwimmer.

Friedrich Ludwig Jahn

# Ein Volk für andere?

## Von deutschen Reisläufern in aller Welt

VON KARL SEITH

Durch den Lauf zweier Jahrtausende geht dem deutschen Volk und seinen Stämmen der Ruhm der Tapferkeit und der Treue nach. Beide Eigenschaften sind untrennbar miteinander verbunden. Wer das Wort des Deutschen hat, der hat auch den ganzen Menschen.

Schon der Römer wußte den kämpferischen Sinn und die Treue des Germanen zu schätzen; germanische Truppenteile waren über das ganze Römerreich verteilt. Als das alte Weltreich zusammenbrach, als dann die Stammeskämpfe zur Bildung des ersten Reiches geführt hatten, da erwies sich der tapfere Sinn der deutschen Bauern und Handwerker in der großen Ostwanderung durch Zurückholen alten Volksbodens. Die große Zeit der Hanse zeigte den hervorragenden persönlichen und staatsmännischen Mut der deutschen Kaufleute. Am 1500 ergoß sich die Kraft des deutschen Bauerntums in die Landsknechttheere. Das schweizerdeutsche Fußvolk war es gewesen, das seinen Wert vor den Augen Europas erwiesen hatte. In den Kämpfen zwischen Herzog Karl dem Kühnen von Burgund in den Jahren zwischen 1474 und 1477 hatten sich die Fußknechte der Eidgenossen, der elsässischen Niederen Vereinigung und der österreichischen Vorlande dem glänzenden Adels- und Ritterheer des Burgunders weit überlegen gezeigt. Mit unerhörter Wucht hatten sie die feindlichen Ritter, die Artillerie, die Spießer und Bogner niedergeschmettert. In stolzen Liedern ließen sie den Ruhm ihrer Siege über Europas Länder wehen. Und Europa merkte auf. Eine neue Zeit war angebrochen. Der Ritter hatte ausgespielt. Die Würfel der regierenden Herren umwarben den Eidgenossen wie den Schwaben. Rings um den Bodensee behauptete sich das Hauptverbegebiet der Landsknechte, die gegen Geld sich dem Meistbietenden mit ihrem Eide verpflichteten. Gerade dieser Zug der nüchternsten Abschätzung des zukünftigen Herrn war es, der zu der Erscheinung führte, die gang und gäbe war, daß sich oft Brüder, die verschiedenen Herren dienten, im Kampf ihrer Gebieter gegenüberstanden und in unerhörter trotziger Treue die Stimme des Blutes und der Sippe zum Schweigen brachten, weil sie ihr Wort gegeben hatten. Das war ihr Heiligtum.

Am 1500 herum waren es vor allem die Franzosen, die sich der schweizerischen Jugend durch den Glanz ihres Goldes bemächtigten. Sie verstanden es meisterhaft, ihre Dublonen unter dem Namen der „Pensionen“ bis in die regierenden Geschlechter der eidgenössischen Stände spielen und wirken zu lassen. Das welsche Gold floß in solchem Strom von Paris bis Basel, daß man eine förmliche Straße damit hätte bauen können. So sah es der französische Gesandte, der Herr Ambassador, an. Der scharfsichtige und unbestechliche Schweizer erblickte daneben aber noch etwas anderes, nämlich einen Kanal von Blut, der sich von Basel bis Paris hinzog. Es war die kluge welsche Berechnung, die das Soldatentum des oberdeutschen Bundes, wie sich der Bund der Eidgenossen lange nannte, in die Dienste



Gebet der Landknechte vor der Schlacht

Nach einem Gemälde von Hans Prinz

Frankreichs zog und es dort für den Ruhm und Nutzen Frankreichs bluten ließ. Ist denn heute die Fremdenlegion etwas anderes? Wie sagte doch der General de Négrier, als er die Legion übernahm? „Legionäre, ihr seid gekommen, um für Frankreich zu sterben, und ich werde euch dahin führen, wo man stirbt!“ Für Frankreich stirbt! Und bis zu 80 v. H. bestand die Legion aus deutschblütigen Menschen!

Das französische Leibregiment bestand bis zur Großen Revolution aus Schweizern. Die Schweizergarde war treu. Dem eigenen Franzosen traute man diese unbedingte blinde Treue augenscheinlich doch nicht zu. Der Sturm des Pariser Pöbels auf das Königsschloß der Tuilerien im Jahre 1789 sah die

Treue und den Gehorsam der Schweizer, denen der König den Gebrauch der Schußwaffe nicht erlaubt hatte. Schritt für Schritt zurückweichend erlagen sie dem Blutrausch der Eindringenden. In den Gängen und Vorzimmern der königlichen Gemächer lagen die Leiber der Erschlagenen, mit denen der Mob sein höhnisches Spiel trieb. Das war am 10. August 1792. Die Heimat hat ihren Söhnen in Luzern das ergreifende Denkmal gesetzt, den sterbenden Löwen, der, aus vielen Wunden blutend, mit seiner Pranke das Wappenschild der Schweiz deckt.

Nicht minder wichtig ist das Schicksal der Reisläufer, die aus den größeren und kleineren Ländern der deutschen Fürsten kamen. Sie liefen auf allen Straßen der Welt. Etliche, besonders aus dem Markgräflerland, gelangten in Schweizerregimenter, so ja auch der Vater Johann Peter Hebels.

Andere liefen in die Dienste des Kaisers oder Österreichs. Wieder andere fanden sich ein in den Regimentern der preußischen Könige, so z. B. auch jener Johann Georg Bechtold (Bechtel) von Elbenschwand, der 1724 im Gefecht von Planjan in Böhmen den rechten Arm verlor, in österreichische Gefangenschaft geriet und endlich im Invalidenhaus zu Berlin den Rest seiner Tage verbrachte.

Auch in ungarischen Regimentern fand man Deutsche genug. Daß man sie aber auch unter holländischen und englischen Fahnen antraf, ist schon verwunderlicher. So kehrte z. B. der Ostindienkämpfer Michel Schöpflin von Steinen nach 12jähriger Abwesenheit wieder glücklich in die Heimat zurück, wo er sich im Jahre 1734 trauen ließ. Berühmter ist der „großbritannische Hauptmann“ Georg Friedrich Gaupp von Efringen, der von 1751—1760 in den Diensten der englisch-ostindischen Kompagnie stand und mithalf, das reiche Indien für das englische Krämervolk zu erobern. Als reicher Mann kehrte er heim und verband sein Geschick mit der Indiemdruckerei Kämpfer, dem heutigen Werk Röschlin, Baumgartner & Co. in Lörrach. Er war es, der nach seiner Ankunft in der Heimat seinen Freunden ein Mahl gab, bei dem sein indischer Diener Pascal in der Überraschung des ersten Schneefalls, den er erlebte, ausrief: „Kapitän, es regnet Baumwolle!“. Auch in sardinischen Garnisonen standen Deutsche als Reisläufer in Hessen und Württemberg; sie verkauften ihre Landesfinder bataillonsweise an die Kolonialmächte, die ihnen diese höchst brauchbaren Soldaten Haupt für Haupt gerne und gut bezahlten. Die wenigsten sahen ihre Heimat je wieder. Die Reste eines solchen deutschen Kolonialregiments gerieten an die Südspitze von Afrika, wo sie sich ansiedelten.

Es gibt wohl kaum einen Erdteil, in dem nicht irgendwie deutsches Blut für fremde Dienste geflossen ist.

Am 9. Februar 1729 starb in Gündenhäusen bei Schopfheim der 50jährige Johann Georg Birsch von Wiechs, der vordem als Soldat in Ungarn und Sizilien gestanden hatte.

Am 29. August 1865 starb im Lazarett zu San Luis-Potosi in Mexiko der Schütze Heinrich Zeh von Weitenau in der 3. Kompanie des II. Bataillons der französischen Fremdenlegion. Frankreich hatte damals zugunsten des aus dem Hause Habsburg stammenden Kaisers Maximilian in die mexikanischen Wirren eingegriffen. Es hatte ihn aber dann seinem Schicksal überlassen, das mit der Erschießung Maximilians und seiner Anhänger in Queretaro endete.



Georg von Frundsberg

Der deutsche Heerführer und Vater der Landsknechte (1473 — 1528)

Derselbe Grund, der die Söhne des Schweizer Berglandes in die Fremde trieb, scheuchte auch zu Tausenden die Söhne des deutschen Volkes über die Grenzen ihrer Vaterländer hinaus. Es war der Mangel an Boden, verursacht durch eine über die Maßen starke Güterzerstückelung. Ein starr gewordenes Zunftwesen versagte den Handwerksgesellen, die nicht selbst Meistersöhne waren, den Aufstieg zum Meister und die Selbständigmachung. So zogen denn auch hier viele gute Kräfte fort, um ihr Glück jenseits der Grenzen zu suchen. Viele dieser Wandergesellen gerieten in die Hände von Werbemännern und tauchten als Militärbäcker, Militärmessger und dergleichen in fremden Truppenteilen auf.

Fremde Mächte eroberten mit dem Blut deutscher Söhne unermessliche Reichtümer in fernen Ländern. Das Reich aber, ein Spott seiner selbst und des Auslandes, lag in ohnmächtiger Schwäche da. Kleine und kleinste Herren regierten und saugten das Volk aus. Es bewahrheitete sich in furchtbarer Weise das Wort der Volksweisheit: Eintracht ernährt — Zwietracht verzehrt.